Zeitschrift: Aarburger Neujahrsblatt
Band: - (1980)

Artikel: Vrenis Brief
Autor: Busenhardt, J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-787759

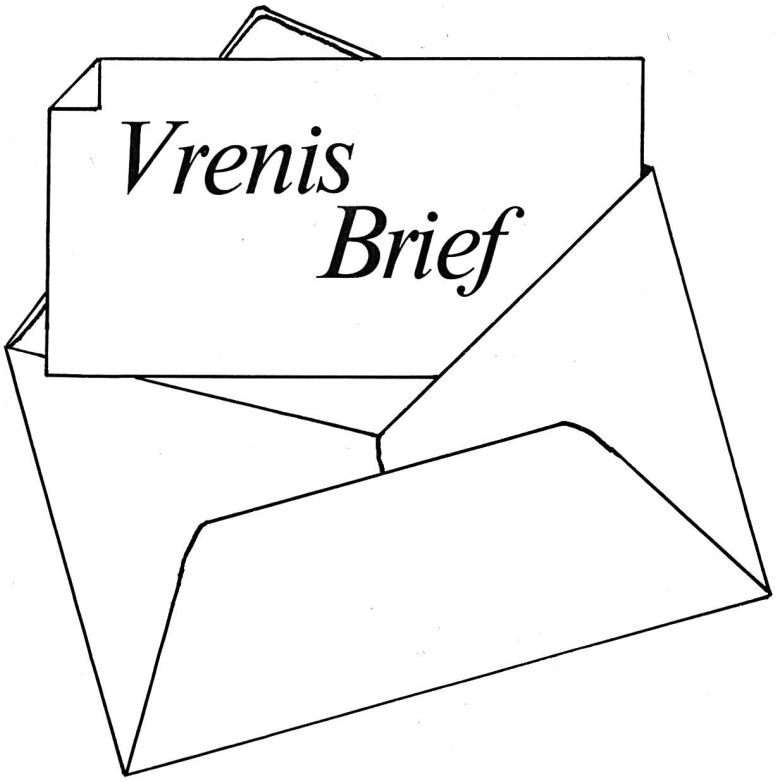
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Erinnerung an ernste Zeiten
Grenzbesetzung 1914—1918.

«Ich hatt' einen Kameraden,» Uli Gräub hiess er und war Füsilier in der ersten Kompagnie eines Emmentalerbataillons.
Wie er zu mir gekommen war, an den linken Flügel des Zuges, er, der mich um Haupteslänge überragte, wusste ich nicht. Plötzlich war er dagewesen als mein Nebenmann. Er marschierte mir zur Seite und lag zu meiner Rechten, sowohl in der Schützenlinie im nassen Gras, als auch abends im Stroh oder Heu oder zwischen den Garben. Er half mir bei den Reinigungsarbeiten und ich ihm, und war ich zum Fassen abkommandiert, kam er sicher als Freiwilliger mit. Wir befreundeten uns, ohne dass wir's inne wurden. Einer half dem andern; aber sicher tat er mir mehr als ich ihm. Wie ein älterer Bruder für das Nesthöckchen sorgte er für mich, und doch war ich ihm an Alter beinahe zehn Jahre überlegen.
Kam ich abends knapp vor dem Verlesen ins Kantonnement, so rief gewiss seine Stimme aus irgend einem Winkel: «Chumm, Buesehardt, i ha dy Dechi scho gno. Chumm, lue, do hani dr es Näscht zwäg!» Und ich brauchte mich nur in die geschickt ausgepolsterte Höhle zu verkriechen, die Uli mit einer beispiellosen Fertigkeit solid und warm angelegt hatte. Darin schlummerten wir einträchtig und ungestört dem nebelgrauen Herbstmorgen entgegen.
Als ich zum erstenmal die Annehmlichkeiten des «Höhlendaseins» erprobt hatte und Gräub mich am Morgen fragte, ob ich warm gehabt und gut geschlafen hätte, hielt ich ihm eine begeisterte Lobrede auf seine Kunst. Aber er schnitt mir den Faden ab mit der kurzen Entgegnung: «Jo, du bisch haut nid Bur».
Von da an betrachteten wir es als selbstverständlich, gemeinsam eine Lagerstätte zu haben. . . .
Es kamen Wandertage quer über die Juraketten. Heiss waren sie und kühl die Nächte, die ihnen folgten. Eines Abends stopfte man das ganze Bataillon in ein kleines Juradörfchen. Eine enge Scheune war unserm Zug zugewiesen. Kaum der dritte Teil der Mannschaft konnte darin untergebracht werden. Zum Glück gab's nebenan einen Stall und darüber eine Heubühne. In einer Ecke hatte Uli für uns beide ein Lager bereitet. Als ich mit Hilfe der Taschenlampe den Winkel gefunden hatte, sah ich von Uli nur den schwarzen Zipfel seiner Schlafmütze. Wie ein Maulwurf hatte sich mein Kamerad eingegraben. Mit einiger Anstrengung wühlte ich mich hinunter und legte mich nicht ganz sanft neben ihn. Doch, er erwachte nicht. Auch mich übermannte die Müdigkeit.
Ich mochte ein paar Stunden geschlummert haben, als ein bleierner Druck auf meine rechte Seite mich weckte. Schlaftrunken wollte ich mit der rechten Hand fühlen, was wohl den Druck verursache; aber es ging nicht. Ein Zentnergewicht lastete auf mir. Und nun wusste ich auf einmal, woher der Druck: Uli lag auf meinem Leib. Trotzdem ich nicht über unnützes Fett verfüge, mochte ihm mein Körper noch ganz leidlich weich vorkommen; aber die 180 Pfund, die auf mich drückten, waren kein Vergnügen. Es blieb nichts anderes übrig, als den Schlafgenossen zu wecken; denn da er mich immer mehr an die Wand presste, konnte ich mich nicht von selbst losmachen. Ich versetzte ihm daher, so gut es ging, mit der Linken einen gelinden Box. Er rührte sich nicht. Erst der zweite, kräftigere half. Uli drehte sich auf meinem Magen und brummte etwas Unverständliches. Endlich kam er zu sich, und ich konnte mich freibekommen.
Gemeinsam suchten wir nun unsere Lage zu verbessern; aber es nützte nicht viel; denn unter uns lief, schräg gegen die Mauer ansteigend, ein Dampfabzugsrohr, das den einen von uns immer wieder auf den andern hinaufrutschen liess. Von Schlaf war keine Rede mehr, und wie wir so dicht aneinandergedrängt wachten, erzählte mir Uli von seinem Vreni.
Früher hatte ich manchmal gehört, dass die Kameraden ihn mit seinem Vreni geneckt hatten; aber da Gräub nie davon Notiz genommen und auch im Gespräch mit mir seiner nie Erwähnung getan, war es mir nicht eingefallen, ihn darüber zu befragen. Umsomehr war ich daher erstaunt, dass er selbst auf dieses Thema verfiel.
Natürlich hatte ich gemeint, Vreni sei seine heimliche Braut, vielleicht sogar sein junges Weib. Weit gefehlt. Vreni war seine einzige Schwester, ein Mädchen von siebzehn Jahren. Abgebrochen kam das heraus, fast, als täte es Uli bei jedem Satz leid, sein Geheimnis verraten zu haben, als fürchte er, von mir verspottet zu werden.
Als Gräub ein wenig in Zug gekommen war, wurde seine Schilderung fliessender, wenn gleich die Worte sich nicht übersprudelten. Langsam, Zug um Zug, entstand vor meinen Augen das Bild einer sanft geschwungenen Emmentalerhöhe, links und rechts von tiefgeschnittenen Tälchen umgrenzt und nach hinten sachte zur Egg ansteigend. Ein Bauernhaus tauchte auf, braun, heimelig. Kühe und Rinder zupften bimmelnd das letzte spärliche Herbstgras ab. Zwei Frauengestalten, Mutter und Tochter, traten vors Haus, und ich sah sie Arbeiten verrichten, die sonst der Mann tut: Holz sägen und spalten, Kühe melken, pflügen, säen, dreschen; denn die einzige arbeitsfähige Manneskraft, Uli Gräub, half im Jura die Grenze hüten, lag in diesem Augenblick neben mir und erzählte mir das Schicksal seiner Angehörigen.
Ja, sie waren wirklich zu beklagen, die beiden Frauen, auf denen die ganze Arbeit eines grossen Bergheimwesens lastete; denn der Hausvater lag krank zu Bett. Zehn Kühe wollten Tag um Tag gemolken sein, es war noch nicht gedroschen, Holz fehlte, die Herbstarbeiten drängten; denn gegen Ende Oktober konnte es in einer Höhe von nahezu elfhundert Metern jeden Tag schneien.
So stand es mit Ulis Angehörigen, und das war seine stete Sorge. An Schwester und Mutter musste er vom Morgen bis zum Abend denken, und des Nachts, bevor er jeweilen einschlief, wurde die Sorge zur Qual, zum Gespenst, das ihn in Verzweiflung hineintreiben konnte. Immer sah er seine Lieben in Bedrängnis. Bald glaubte er sie krank, bald gaukelte ihm das Schreckgespenst ein Unglück vor, dann wieder sah er sie eingeschneit, ohne Holzvorrat.
So hatte mir Uli in wenig zusammenhängender Rede seine Not geklagt. Aus seinen Worten hatte eine verhaltene, tiefe Liebe zu seiner Schwester, dem Vreni, herausgetönt, und beinahe jeden Satz hatte er geschlossen: «Ds Vreni übertuet sich; äs hautets nid us; äs ischt erscht siebezähni.

We-n-i nume wüsst, was mache! Lue, äs verwörgt mi fascht, das i-n-e nid cha häufe!» «Auf!» tönte es mitten in unser Gespräch hinein. Wir mussten abbrechen.
Auf dem Marsch suchte ich aus Uli noch dieses und jenes herauszuholen. Es nützte nichts, mein Kamerad blieb einsilbig.
Die Hitze drückte, und der vollgestopfte Tornister zog nieder. Feuer an den Fusssohlen und Glut um den Kopf, so marschierten wir immer hinauf und hinunter. Ich wurde nicht weniger einsilbig als mein Nebenmann. Der Weg wollte nicht enden, und als es dunkelte, fühlte ich mich am Ende meiner Kraft.
Uli schritt immer gleich aus. Seinen breiten Rücken drückte der Sack noch kaum. Aber er merkte, dass ich auf die Zähne beissen musste. «Gimer e chli dis Gwehr!» brach er das Schweigen. «Damit du zwei tragen müsstest! Nein». Er drang nicht weiter in mich, und eine kleine Stunde später war das Ziel erreicht.
Ich legte mich längelang auf den taunassen Boden, als wir angelangt waren. Kein Machtwort hätte mich zum Reinigen der Ausrüstung bringen können. Messerstiche wühlten in meiner Brust und in den Seiten bei jedem Atemzuge. Ich glaubte sicher, eine Lungenentzündung in mir zu verspüren. «Krank melden!» riet der Feldweibel, als er mich so liegen sah. Aber was hätte das genützt, jetzt auf dem Marsch, wo man doch am nächsten Morgen wieder hätte weitergehen müssen? Ich lehnte ab.
«Lue e chli zue-n-im!» sagte der Feldweibel zu Gräub im Weggehen. Aber dieser Mahnung hätte es nicht bedurft. Ulis Bürste fuhr schon mit kräftigen Strichen über meinen Tornister, und einen Moment später brachte er mir in seinem Gamellendeckel dampfende Suppe. Als wir leidlich einkantonniert waren und ich frierend auf dem Stroh lag, brachte mir Uli einen Becher Weins, der mich angenehm durchwärmte, machte für uns beide in einer abgelegenen Ecke aus einem Haufen Stroh ein warmes Lager zurecht und legte sich neben mich. Dank Gräubs Pflege war ich am andern Tag marschfähig. «Ich will dir's gedenken!» nahm ich mir vor.
Der Dienst riss uns auseinander. Etwa zehn Tage lang sahen wir uns kaum. Da kam die Kompagnie auf Vorposten und ich aufs Büro. Der Zufall wollte, dass Füsilier Gräub als Schildwache vor dem Haus auf- und abschritt. Ich ging hinaus, ihn zu grüssen. Da fragte er fast flüsternd: «Bisch elei im Büro?» — «Grad iez wohl». — «Am nüni wirde-n-i abglöst, de chume-n-i de hurti zue dr; i mues dr öppis zeige». — «Chumm nume!» — Damit war unser Gespräch beendigt.
Eine halbe Stunde später klopfte er an. «Bisch elei?» fragte er, als ich öffnete. Ich war's. Da nestelte Uli aus seiner Blusentasche einen zerknitterten Brief hervor und reichte ihn mir. «Lies dä Brief; Vreni het ne gschriebe!»
Ich verstand nicht, was mein Kamerad damit wollte; aber gehorsam entfaltete ich das Papier, aus dem mir kindliche, saubere Schriftzüge entgegenblickten. Die Anrede überraschte mich: «Geehrter Herr Oberst ...!» Hatte er mir einen falschen Brief gegeben? Doch nein. Ich sollte den Brief, den Vreni an Herrn Oberst K. geschrieben, lesen. Er lautete ungefähr so:
«Wir wissen uns nicht mehr anders zu helfen. Seit acht Wochen steht mein Bruder an der Grenze. Ich, seine Schwester, schreibe Euch diesen Brief, damit Ihr Uli erlaubt, heimzukommen. Wir haben ein grosses Bergheimet auf der ...egg im Emmental. Meine Mutter und ich müssen alle Arbeit allein tun. Der Vater liegt schon lange Zeit zu Bett und kann uns nichts helfen, und der einzige Bruder ist an der Grenze. Wir haben fünfzehn Stück Vieh und ein Pferd, dazu Schafe und Schweine. Wir wohnen hoch oben, fast zuoberst auf der Egg und sind zwei Stunden vom Dorf ... entfernt. Es gibt in der Nähe wohl noch Häuser; aber die Leute können uns nicht helfen, weil ihre Männer auch alle im Dienst sind.
Ich und die Mutter haben ganz allein die Ernte eingetan. Ich habe bis jetzt alle Tage acht Kühe gemolken und die schwere Bränte fast eine Stunde weit in die Käshütte getragen. Wir haben uns schier töten müssen, und wir können nicht so fortfahren. Die Mutter ist auch schon ganz krank, und ich bin todmüde. Es ist jetzt schon Mitte Oktober, und wir haben noch nicht angesäet, nicht gedroschen. Wir haben auch kein Holz für den Winter und werden frieren müssen.»
So ungefähr hatte Vrenis Notschrei gelautet und geschlossen mit den Worten: «Ich bitte Euch, Herr Oberst ..., gebt meinem Bruder wenigstens einen Monat Urlaub, damit er die nötigsten Arbeiten besorgen kann! Seid barmherzig, um Gottes willen!»
Am Schluss des Briefes war noch die Adresse der Bittstellerin und auch die ihres Bruders angegeben.
Während ich die kindlich frischen, rührend gesetzten und mit grossen, regelmässigen Zügen geschriebenen Worte las, schluckte ich verstohlen ein paarmal, und als ich fertig gelesen hatte, standen mir doch Tränen der Rührung in den Augen.
Sollte dieser dringende Hilferuf des tapferen Mädchens wirklich umsonst gewesen sein? Fast mochte ich es nicht glauben. Da hätte Oberst X. einen Stein statt eines Herzens in der Brust tragen müssen.
Uli hatte wortlos neben mir gestanden. Nun reichte er mir noch einen Zettel, der mit dem Brief vom Stabe des Obersten zurückgekommen war. Darauf stand, wohl von einem Ordonnanzoffizier geschrieben: «Senden Sie den Brief an Ihren Bruder! Er soll selber ein Urlaubsgesuch auf dem Dienstweg einreichen und diesen Brief beilegen. Es kann dann wahrscheinlich entsprochen werden».
Nun war mir klar, was Uli von mir wollte, und ich freute mich, ihm einen Dienst erweisen zu können. Wir berieten zusammen, was wir alles anführen wollten. Wahrhaftig, der Gründe waren genug!
Noch am gleichen Tag ging das Urlaubsgesuch «Gräub», von mir ausführlich begründet und von ihm unterschrieben, samt Beilage an den Kompagniekommandanten, der sofort — wohl hauptsächlich auf Vrenis rührenden Brief hin — einen Monat Urlaub beantragte.
Zehn Tage später, nachdem Uli fast Tag für Tag mich gefragt, ob noch keine Antwort eingelaufen sei, teilte ihm der Hauptmann mit, es seien ihm sechs Wochen Urlaub bewilligt, und gab ihm zugleich einen freundlichen Gruss an sein tapferes Vreni mit.

von J. Busenhardt

Neujahrslied

Mit der Freude zieht der Schmerz
traulich durch die Zeiten.
Schwere Stürme, milde Weste,
bange Sorgen, frohe Feste
wandeln sich zur Seiten.

Und wo eine Träne fällt,
blüht auch eine Rose.
Schon gemischt, noch eh' wir's bitten,
ist für Thronen und für Hütten
Schmerz und Lust im Lose.

War's nicht so im alten Jahr?
Wird's im neuen enden?
Sonnen wallen auf und nieder,
Wolken gehn und kommen wieder,
und kein Wunsch wird's wenden.

Gebe denn, der über uns
wägt mit rechter Wage,
jedem Sinn für seine Freuden,
jedem Mut für seine Leiden
in die neuen Tage,

jedem auf des Lebens Pfad
einen Freund zur Seite,
ein zufriedenes Gemüte
und zu stiller Herzensgüte
Hoffnung ins Geleite!

J. P. Hebel